

Die Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung in der "Kaba" in Burgdorf

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 38

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644063>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Du bist ein Armer, möchtest schaffen und hast nicht einmal rechtes Werkzeug; aber wir sind doch alle gesund; da wollen wir nicht klagen; der liebe Gott läßt uns nicht im Stich. Wir wollen nur immer recht zusammenhalten und an das sinnen, was wir uns auf der Bisegg versprochen haben... Gib mir das Büchlein von Wüthrichs. Ich möchte den Spruch vom Frieden wieder einmal lesen.“

(Schluß folgt.)

Die Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung in der „Kaba“ in Burgdorf.

Von der Menge der Besucher, die alltäglich durch die hohen Hallen der „Kaba“ flutet, findet nur ein kleiner Teil den Eingang in die Kunstausstellung. Das Eintrittsgeld von fünfzig Rappen, das hier recht unvermutet den Neugierigen anspringt, wirkt wie ein Damm. Der Strom fließt in der Richtung des geringsten Widerstandes weiter und verliert sich in den Tiefen der weiten Räume mit ihrem lockenden Vielerlei von schönen und nützlichen Sachen. Oder man kann auch sagen: Die fünfzig Rappen wirken wie ein Filter. Sie lassen nur durch, was sich den halben Franken kosten lassen will, um zu einem Extragenuß zu gelangen. Ich glaube, dieser Filter ist nützlich und nötig. Man stelle sich den Genuß vor, der bei weitestgeöffneten Pforten den Besuchern in der Kunstausstellung warten würde. Die Unvorbereiteten und Eiligen, die nach dem eindrucksreichen Gang durch die Gewerbeausstellung nun auch noch die Kunsthalle mitnehmen — weil das ja auch bezahlt ist mit den zwei Franken — werden rasch durch sein; man ist eben müde und kann oder möchte sowieso nichts kaufen. Die andern aber, die das von den Künstlern Gebotene zu schätzen wissen, müßten diese Menge der Hungrigen und Müden zwischen sich und den Kunstwerken vorüberziehen sehen; natürlich kämen auch sie nicht zum erhofften Genuße. Gewiß war es notwendig, um der Sache willen notwendig, zwischen den beiden Ausstellungen eine deutliche Abgrenzung zu errichten.

Sie ist tatsächlich — und das verdient hervorgehoben zu werden — nicht bloß in dem kleinen Extraeintritt gegeben. Die Kunsthalle ist in ihrer Ausgestaltung ein Ganzes für sich, so nahe sie auch an die übrigen Ausstellungshallen gerückt ist. Sie will auch als Ganzes gewertet werden und zwar in technischer sowohl wie in ästhetischer Hinsicht. —

Zunächst als ausstellungstechnische Leistung. Wir dürfen es füglich vorwegnehmen: Der Gesamteindruck der ganzen Ausstellung ist ein vorzüglicher. Und dies hängt nicht zum geringsten Teile damit zusammen, daß da ein ernster Künstlerwille bei der Aufstellung und Durcharbeitung des Planes am Werke war. Wir wissen nicht, inwiefern wir zu viel oder zu wenig sagen, wenn wir nur den Namen Otto Ingold nennen; wir finden ihn im Ausstellungskatalog als Autor des Entwurfes und der Pläne und Leiter der gesamten Ausstellung verzeichnet. Gewiß gebührt ein Lob auch dem Kollegium, das die Wahl des Leiters so geschickt getroffen hat, und selbstverständlich hat auch die Jury am Zustandekommen des günstigen Gesamteindrucks ein großes Verdienst. Es seien gerechterweise auch hier die Namen genannt. Jury G. S. M. B. u. A. (Gesellschaft Schweiz. Maler, Bildhauer und Architekten): C. Amiet (Präsident), E. Boß, E. Kreidolf, E. Lind, E. Prochaska, M. Fueter und H. Hubacher. Jury S. W. B. (Schweiz. Werk-Bund): E. Lind (Obmann), J. Hermanns, D. Ingold, Ella Keller und B. Kunz.

Otto Ingolds Name hat in schweizerischen Architekten- und Künstlerkreisen die Bedeutung eines Programms. Es ist hier nicht der Ort, ästhetische Begriffe zu erläutern. Auf

einige grundsätzliche Dinge aber darf man bei diesem Anlasse aufmerksam machen. Otto Ingold nennt Innenarchitekt-



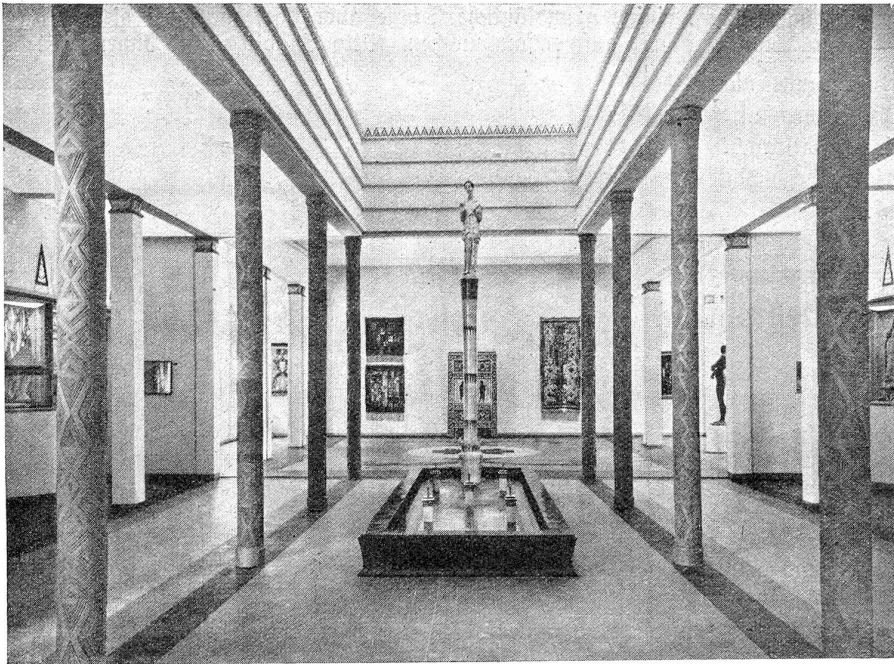
Cuno Amiet.

Bernerin.

tur sein Spezialgebiet. Wir merken hier an einem sehr augenfälligen Beispiel, worauf es in diesem Kunstgebiet ankommt.

Zu jedem Kunstwerk gehört eine Umgebung, ein Raum. Er muß dem Kunstwerk angepaßt und angemessen sein. Nur in einem gestalteten Raum kann jenes voll zur Geltung kommen. Das gilt von jedem künstlerischen Möbel, vor allem aber vom plastischen Bildwerk und vom Gemälde. Mit andern künstlerischen Mitteln arbeitet der Architekt, wenn er eine Villa ausstattet, als wenn er eine temporäre Kunsthalle baut. Dort hat er — je nach den zur Verfügung stehenden Finanzen — eine reiche Menge von Möglichkeiten, hier muß er sich mit Wenigem begnügen.

Dem Erbauer der Burgdorfer Kunsthalle war es augenscheinlich um folgendes zu tun: In den Räumen, in denen die bernischen Maler mit ihren Werken zur Geltung kommen wollen, muß jedes Bild die ihm gehörende Wand finden. Die Vielgestaltigkeit des Schaffens bedingt eine Vielgestaltigkeit der Räume: große und kleine, mit großen und kleinen Distanzen. Jeder Raum sei eine Stimmungseinheit. Das Ganze sei eine Folge von Stimmungseinheiten mit einer Steigerung, einem Höhepunkt, mit einem deutlich betonten Anfang und Ende. Die ganze Ausstellung



Eingangshalle mit Brunnen der Werkbund-Ausstellung nach Entwurf und Plänen von O. Ingold, Architekt.

sei mit einem Wort selbst ein Kunstwerk — das Kunstwerk so verstanden, daß sein Eindruck ein harmonischer, das Gemüt und den Verstand in gleicher Weise befriedigender sein soll. —

Darum die architektonisch betonte Eingangs- und zugleich Ausgangshalle. Daß hier mit einfachen Mitteln eine prächtige Stimmungswirkung erreicht ist, die der ganzen Ausstellung zugute kommt, wird uns jeder Unbefangene zugeben. Den Eintretenden empfängt ein gevierter, hoher, heller Raum. Acht keramische Säulen mit reicher Bildhauerarbeit an Schaft und Kapitäl markieren in zwei Reihen die Raummitte, deren Decke weit in die Höhe gehoben ist und ein herrliches Oberlicht auf den Zierbrunnen gießt, der den Raum beherrscht. Dieser Brunnen mit seinem dunkelgrünen Becken, in dem aus hell gefärbten Röhren ein diskretes Wasserpiel plätschert, und seinem hohen, schlanken Brunnenstock mit dem noch schlankeren zierlichen Figürchen, das Ganze ein Werk feinfühligster Bildhauerkunst (Ost. Wenker) und kultivierter Keramik (J. Hermanns) — er erfüllt jedenfalls in vorzüglicher Weise seinen Zweck: festlich-feierliche Stimmung zu wecken als Vorbereitung zu den kommenden Eindrücken. Ja, man könnte von Tempelstimmung sprechen im Hinblick auf das fremdartig, geheimnisvoll Anmutende dieser Raumkunst.

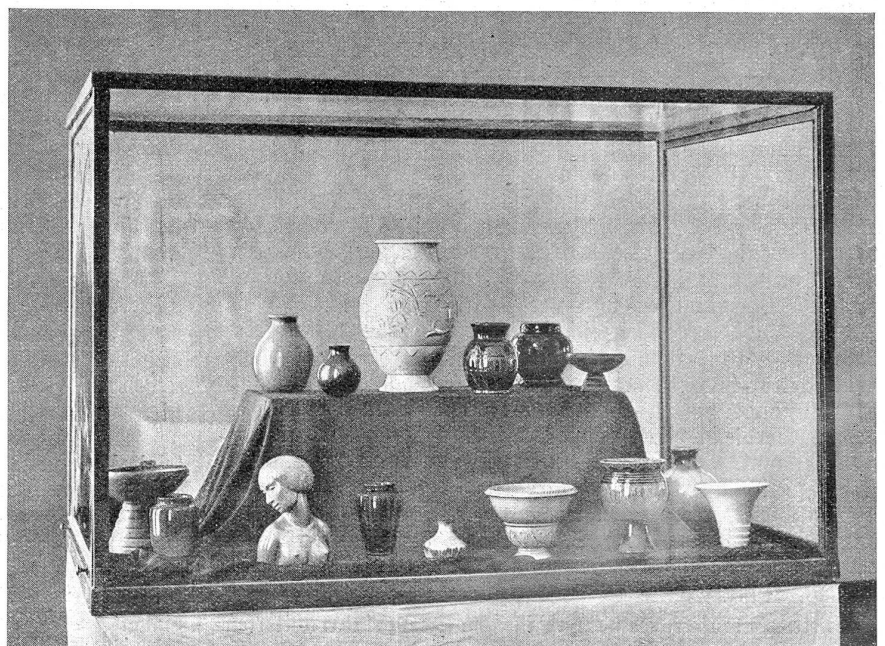
Der anstoßende zweite Saal wahrt diese Stimmung. Die Raummitte ist frei, nur durch ein geometrisches Bodenmosaik betont. Die weißen Wände dienen einigen wenigen tüchtigen Glasgemälde-Entwürfen von E. Lind und W. Reber, einem Sekretär-Schrank nach Entwurf von Otto Ingold und mit dekorativen Füllungen von E. Lind, sowie einem gelb-blauen Smyrnateppich von Prof. J. Itten als Hintergrund. Zwischen zwei Säulen steht mit schöner, stiller Wirkung durch die ganze Eingangshalle hindurch (man vergl. obige Abbildung) die streng, aber elegant modellierte Negerin (?) der hochtalentierten Burgdorfer Bildhauerin M. Wermuth. Werfen wir von hier

aus noch einen Blick durch die durchschrittenen Säle, so gewahren wir, wie die Wände der Eingangshalle geschickt und mit großer künstlerischer Wirkung für den Raum schon der Werkbund-Ausstellung, d. h. der Ausstellung kunstgewerblicher Erzeugnisse dienstbar gemacht sind. Wir haben die Tischvitrinen mit den feinen Keramiken von J. Hermanns, die Decken, Rissen, Batiken und Kleinplastiken in den Wandständen verständnisvoll betrachtet und finden uns nun im Raum der eigentlichen Werkbund-Ausstellung. Sophie Hauser (Bucheinbände), J. Gaberel (Batik), A. Good (Keramiken mit Engobemalerei), J. Henn (Photographien), J. Itten (Tischdecken, Rissen, Stoffe), E. Jorzi (Holzschnitte), Ella Keller (Batiken), P. Kunz (Plastiken), W. Lips (Dekorations-Gemälde, Modebilder), M. Sängler (Handgewebe) — nur diese wenigen Namen seien hier vermeldet. Die sämtlichen Gegenstände der Ausstellung zeugen vom hohen Stand des Berner Kunstgewerbes, soweit es in den enge gezogenen Grenzen

der Werkbundvereinigung läuft, die inhaltlich und persönlich mit der Gesellschaft von Berner Künstlern, der Veranstalterin der Burgdorfer Kunstausstellung, verbunden ist.

Denn viele der Namen, die uns bereits begegnet sind, finden wir nun wieder in den Räumen der eigentlichen Kunstausstellung. Auch hier können wir raumeshalber nicht auf die Einzelleistungen eintreten. Wir müssen uns mit einer allgemeinen Charakterisierung der Säle und einer flüchtigen Namensnennung begnügen.

Wir stehen in einem Raum mit drei großen Wänden. Er ist dem Andenken toter Berner Künstler gewidmet. Wir setzen uns zu nachdenkendem Betrachten auf einen Stuhl. Es ist eine stille Vormittagsstunde und eine schöne Stimmung webt um die Bilder. Links Max Buri, der Frühverblühene. Sein großes farbenstarkes Mutteridyll weckt tiefe Wehmut. So viel ernstes, tüchtiges Schaffen, so viel Kraft und Wille spricht aus dem Bilde! Und für die



Jakob Hermanns.

Keramik.

beiden Menschen, die hier im Bilde vor uns sind, rang und werkte er und mühte sich auf dem steilen Wege zur Kunst. Und daneben sein Selbstbildnis: eine fest insichgeschlossene, ziel- und kraftbewusste Persönlichkeit. Schade um ihn! Schade auch um den jung verstorbenen Walter Plattner, der hier neben Buri und Hodler am Ehrenplatze hängt.

Buri gegenüber der weiche, feine Wilhelm Balmer mit einem Herrenbildnis, das tief ins Seelische dringt. Neben Balmer Franz Buchsers Antiquar aus dem Kunstmuseum. An der Mittelwand in schöner Gruppierung von F. Hodler der dramatisch vertiefte Tod Abels, ebenfalls aus dem Berner Kunstmuseum, dazu eine Landschaft, ein Frauenkopf und das Selbstbildnis von 1914, alle aus Berner Privatbesitz. Gerade dieser Saal zeigt, wie durch gute Wahl und gutes Hängen mit altgewohnten Bildern neue starke Wirkungen erzielt werden können.

Wenden wir uns den Lebenden zu. A. Claus' Berglandschaften paden immer von neuem durch die Tiefe der Empfindung und die Stärke des künstlerischen Wollens, die darin versenkt sind. Es folgen ihm mit tüchtigen, die meisterlich geübte Hand verratenden Aquarellen A. Nyffeler, Ch. Baumgartner, G. Straker, U. W. und B. Zürcher. R. Kiener und A. Jäger zeigen gutgemalte Landschaften. Von M. Jakob ist hier eine barock anmutende „Heilige Familie“, die recht fremd wirkt in ihrer Umgebung. F. Gehri und F. Traffelet pflügen immer noch den schweren, aber fruchtbaren Heimat- und Wirklichkeitsboden.

Wir stehen wieder in einem großen Saal mit viel Licht und Tiefe. C. Amiet spricht durch seine koloristisch kühnen und pikanten Frauenbildnisse laut, aber überzeugend zu uns. Sind das nicht raffig-tüchtige und feinfelseelte Frauenwesen! Selbst die unwahrscheinlich große Schürzenfläche der Nidwander Bäuerin weiß Amiet für den seelischen



Leo Steck.

Menschen im Walde.



Hermann Haller.

Javanerin.

Eindruck zu verwerten. Die Städtebilder fallen in dieser Zusammenstellung mit den großangelegten Porträts stark ab.

Aber auch E. Morgenthalers Kunst vermag in dieser Umgebung nicht frei zu wirken. Der Vergleich schadet ihr. Dem Künstler mag er nützen. Einstweilen, dünkt uns, gehörte er noch nicht an diese Wand. Privilegiert durch die prächtigen Wirkungsmöglichkeiten an den drei benachbarten großen Wänden sind die andern Aussteller in diesem Saale. Der Ausstellung kommt diese Tatsache entschieden zugute. E. Boß und M. Brad gehören neben einander an eine Wand wie hier. Beide arbeiten mit einem scharfen künstlerischen Intellekt; mehr als mit dem Herzen. Boß ausgesprochen als Brad. Aber bei beiden überzeugt und erfreut das rückhaltlose Bekenntnis zur Allmutter Natur als die beste und wohlmeinendste Lehrmeisterin aller Kunst. Leo Steck geht andere Wege; unentwegt steigt er auf dem selbstgefundenen steilen Pfade zur stoffentlasteten Ausdruckskunst empor. Sympathisch berührt an ihm die Tatsache, daß er sich streng Zügel anlegt, daß er nicht die Linie des Allgemeingültigen, die in aller Kunst besteht, überschreitet. So wirken seine Bilder, auch wenn sie nicht restlos ausgeschöpft werden können — was nicht allein im Beschauer zu liegen braucht — immer wohlthuend und ergreifend. B. Surbed und Fr. Staußer haben den Willen und die Kraft zur großen Wirkung. Beim letzteren ist der Wille zu betonen; er wagt sich gelegentlich auf Gebiete, wo die Kraft noch fehlt (Heuernte). M. Lauterburg wirkt in dieser Ausstellung fast wie ein Gast hors concours, als Abgesandter irgend eines der Ismen (Kubismus?), die glücklicherweise — ich meine: zum Glück für den geschlossenen Eindruck der Ausstellung — draußen geblieben sind. Ich möchte damit nichts gesagt haben gegen seine Kunst. Alice Ballin ist ja auch da und zwar mit einem ganz guten Bern-Bild. W. Clénin überraschte mich durch seine neue Technik und Auffassung. Er hat das Weiche

abgelegt und greift zu vollen Pinseln, betont die Fläche als die Trägerin des Körperlichen (Bildnis von Lind). E. Cardinaux bietet diesmal nichts Neues. Auf die eleganten und guterachten Wanddekorationen im „Buben-berg“-Rino sei hier noch hingewiesen.

Gehen wir noch in die hintersten Räume zu E. Prochaskas warmen, gutgebauten Landschaften und zu E. Kreidolfs lieben Blumen- und Märchenbildern; seine „Bergpredigt“ und seine „Versuchung“ indessen verdienen mehr als ein Säzchen. Ad. Tschies koloristisch schönen Landschaften möchten wir bessere Hängeflächen wünschen. Frik Pauli, der Radierer, hat es auf die Kunsthistoriker abgesehen. Sie sind ihm im Hinblick auf gewisse Unmöglichkeiten auch nötig.

Der Rückweg führt uns weiter an erfreulich schönen Wandbildern vorbei: M. und D. Vivian, E. Toggweiler, F. Riard, W. Reber, E. Geiger, E. Henziroß, Fr. Hopf, S. Widmer und A. Daepf seien mit Dank verzeichnet.

Es sei zum Schluß noch einmal betont, daß der Gesamteindruck der Ausstellung ein durchaus erfreulicher ist; dies vermöge der geschickten, in allen Einzelheiten durchdachten Anlage. Wir können uns keiner Veranstaltung dieser Art auf Berner Boden erinnern, die uns einen derart einheitlichen und wohlhabenden Eindruck hinterlassen hätte. Den Berner Künstlern sei zu diesem Erfolg herzlich gratuliert, und den Lesern unseres Blattes sei der Besuch der Ausstellung, sofern er nicht schon ausgeführt ist, dringlich und warm ans Herz gelegt. H. B.

Babette, die feltfame Magd.

Von Walter Keller.

Obwohl Babette also den ganzen Vormittag vor lauter Geister-, Traum- und Lotteriegedanken keine Arbeit vor sich brachte und den Lohn nicht verdiente, den man ihr gab, so mochten wir sie doch gut leiden, weil wir Kinder alle Tage unseren Spaß mit ihr hatten.

Die gute Babette hatte zu ihrer übrigen Schönheit noch Plattfüße und stolperte leicht. So fiel sie einmal, als sie das Essen hereinbringen sollte, der Länge nach ins Zimmer herein und warf die Platten vor sich her. Da rief sie schnell in einem fort: „Scherben bringen Glück, Monsieur, Scherben bringen Glück“ und suchte damit des Vaters Zorn zu besänftigen.

Ein andermal ließ sie eine Anzahl Kristallgläser fallen und als die Mutter sagte: „Ja, Babette, was machen Sie da wieder für Sachen? Auf diese Weise habe ich bald keine Gläser mehr“, da antwortete sie: „Seiens nicht böß, Madame, seiens nur froh, daß i Scherben mach', denn wissens, Scherben bringen Glück und solch schönes Kristallglas bringt noch viel mehr Glück als gewöhnliches Geschirr oder Porzellan.“

Ging ihr sonst etwas in die Brüche, so wußte sie gleich als Entschuldigung den Trostspruch: „Und wenn au d'Rach de Vogel frißt, so ham wer doch no d'Federe.“

Hatte sie etwas verloren, so betete sie zum heiligen Antonius, daß er ihr das Verlorene finden helfe und stiftete ein Geldstück für die Armen.

Uns Kindern wußte sie manches Lustige zu erzählen. Einiges ist mir noch in Erinnerung geblieben. Sie behauptete nämlich, sie könne auch Französisch. Es sei einmal ein Franzose durch ihr Dorf gegangen. Der sah einen Hahn auf einer Wagendeichsel sitzen. Da habe der Franzmann zu ihr gesagt: „Sehen du, dieses Hühneboß spassier auf die Wageschwanz!“

Ferner erzählte Babette folgendes:

Eine reiche Müllersfrau hatte drei dumme Töchter und hätte diese drei gern an den Mann gebracht, sie hatten aber alle drei den Zungenschlag. Da kam ein junger Müllerssohn, der dachte: „Das wäre für mich eine gute Partie.“

Darauf gab die Mutter den drei Töchtern Anweisungen, wie sie sich zu verhalten hätten. Sie durften sich zunächst nicht sehen lassen. Erst wenn sie ihnen rufe, sollten sie kommen. Sie sollten unterdessen den Kaffee machen, um ihn nachher dem Gast aufzustellen.

Nach einer Weile öffnete die erste den Türspalt und rief in die Stube hinein: „Muete, Watte dü.“ (Mutter, das Wasser siedet). Darauf rief die zweite: „Au, du häs schwäzt; 's isch nö mor, Muete, Watte tröddelet blod.“ (Au, du hast geschwätzt, es ist nicht wahr, Mutter, das Wasser sötterlet bloß.) Schließlich rief die dritte, die hätte sollen verlobt werden: „Abe i bi plo, dat i nüd deit ha.“ (Aber ich bin froh, daß ich nichts gesagt habe.)

Auf dieses hin nahm der Freier seinen Hut, verabschiedete sich und kam nicht wieder.

Bei jeder Gelegenheit wußte Babette einen Spruch anzubringen. Am Mittag pflegte sie zu sagen: „Am zwelfe wird gessen, sei's kocht oder net.“ Einstmals trug sie Fische auf. Da zupfte sie mich am Ärmel und sprach: „Kennst du das Sprüchlein:

Karpfen ist ein gutes Essen,
Doch hab' ich noch nie gegessen;
Aber meines Vaters Bruders Sohn,
Der hat neben einem Mann gegessen,
Der hat gesehen Karpfen essen.“

Damit machte sie einen Krachfuß und ging wieder in die Küche.

Wollte die Mutter selber kochen, so schob Babette wie eine Breme in einer Laterne herzu, stemmte die Arme in die Hüften und erklärte: „I bin d'Röchin! I bin d'Röchin!“ Sie hatte, als sie sich zum Dienst anmeldete, wunder was über ihre Röchkünste berichtet. So oft ihr aber das Kochen allein überlassen wurde, so war es entweder angebrannt oder sie machte es sonst schlecht, sodaß man es den Hühnern und Gänsen geben mußte. Darum nannten wir Kinder die Babette scherzweise nur noch die „I bin d'Röchin, d'Gänse-Röchin.“

Wenn das Feuer im Herd nicht brennen wollte und das Wetter den Rauch im Kamin herabdrückte, so sagte sie: „S'ist ein Geist im Herd, der lecht mir immer mei Feier aus. Seit koch i net“, und ließ alles stehen. Da konnte man essen, was da war.

Einmal waren mit etwas dürrem Laub und Ästen, die man im Herd verbrannte, ein paar frisch gefallene Roßkastanien ins Feuer geraten. Wie nun Babette an nichts dachte, gab es auf einmal einen lauten Knall, schrumm — jagte es das Herdtürchen auf, die Kastanien schossen in die Küche heraus, hüpfen pfusend und zischend wie Feuer-teufelchen oder Frösche auf dem Boden umher und gerieten der Babette an die Füße. Da sprang sie schreiend in die Höhe und im Galopp zur Küche hinaus, indem sie die Tür hinter sich zuschlekte.

Aber, o Schrecken, in der Eile blieb sie mit einem Rockzipfel an der Tür hängen und schrie, als ob sie am Messer steckte: „Jessas, Jessas, ein Geist, ein Geist, er will mich erwürgen!“ bis die Mutter sie aus der mißlichen Lage befreite. Diesen Morgen aber wollte sie nicht mehr in die Küche hinein, bis das Feuer im Herd ausgegangen sei. „I hab's ja wohl glagt, gnädige Frau, es seien Geister im Herd drin; man kann heit nit anfeiern!“, schluchzte sie, immer noch vor Schrecken zitternd.

Gretchen und ich hatten uns diesen Spaß wohl gemerkt und wenn Babette es nicht sah oder nicht in der Küche war, so schlichen wir heimlich zum Herd und warfen Roßkastanien ins Feuer, so daß es eine Weile später darin anfing zu knattern und zu knachen, wie in der Vorhölle, wodurch es der abergläubischen Magd neuerdings ganz wind und weh zu Mute wurde.

Freilich wurde Babette in ihrer Geisterfurcht bestärkt durch folgende Erscheinung: Jeden Mittag, wenn wir am Essen saßen und die Eltern redeten — wir Kinder hatten